

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 159.

Montag, 22. Juni.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein wunderbarer Augustabend neigte sich seinem Ende zu. Gewaltig strömten die Wasser des uralten Rheins und sangen verschollene Truglieder von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg. Und all die hundert Kirchen und Dome, die sich in seinen grünklaren Wellen spiegelten, nahmen das Truglied auf und gaben es weiter, von der Pfalz bis hinauf nach Holland.

An der steinernen Gartenmauer hart am Wasser stand Sibylle Battenberg in ihrem Festkleid. Es war aus weißer, schimmernder Seide und nur dicht unter der Brust von einem goldenen Gürtel zusammengehalten. Die zarten schmalen Füße steckten in weißseidenen Schuhen, die kreuzweis über dem Spann mit blauem Band gehalten waren. Sibylle wartete auf die Muhme Dorothee, die mit ihrem Ankleiden noch nicht ganz fertig war.

So stand sie still und versonnen an dem Mauerlein, die Hände auf die Steine gestützt. Über dem tiefen Halsausschnitt hing ein schmales, goldenes Kettenlein, das stammte noch von ihrer seligen Mutter her.

Die Abendsonne sank tiefer, und über den Rhein kam ein Glodenläuten von fernem Klöstern und Kapellen. Goldroter Schein säumte die Wipfel der leise rauschenden Bäume, und von den Weinbergen her tönte ein Singen heimkehrender Männer.

Es war ein großer und heiliger Frieden, der wie Engelsfittiche über diesem lieblichen Fleckchen Erde ruhte. Sibylle empfand tief und unbewußt diesen Frieden und faltete in Andacht die Hände.

Da tönte Muhme Dorothees frische Stimme rufend durch den Garten.

„Aber Kind, Du willst Dir wohl die seidenen Schuhe nassen im Abendtau? Komm, ich habe Deinen Mantel hier, es wird kühl.“

Und sie kam eilig in ihrem braunseidenen Taftrock getrippelt und hängte dem Mädchen die Mantille über die Schultern.

„Nun laß uns gehen, Sibylle, damit wir nicht die letzten sind. Und Deinen Pompadur mit dem Naschtüchlein und dem Riechfläschchen hattest Du doch auch wieder vergessen. Um zehn Uhr holt uns Marie mit der Laterne ab.“

Es war nur ein kurzes Stücklein Weges, das sie vom Wormser Haus bis zur Mainzer Pforte, einem der schönsten und höchsten Tore der Stadt Worms, zurücklegen hatten. Sie sahen, daß die Wachen am Tor verstärkt waren, und auch überall noch an den Befestigungen gearbeitet und gebessert wurde. Aber im Städtlein selbst war tiefer Frieden. Auf all den spitzen Dächern lag golden die Abendsonne, und behäbige Bürger saßen auf ihren Bänken vor den Haustüren und freuten sich dankbar des Feierstündleins. Kinder tollten jubelnd in den Gassen, und oben aus den Fenstern lehnten die Frauen, nach des Tages Last und Hitze ein wenig Abendluft genießend.

Langsam stiegen die beiden Frauen jetzt die Stufen zum alten Advokatenhaus empor. Liebliche Bratendüfte kamen ihnen schon auf der Diele entgegen. Im großen Saal zu ebener Erde war eine lange Tafel gedeckt. Es standen die breiten Flügeltüren zum Garten weit offen. So daß der linde Abendwind, der sich

zwischen den spitzgiebeligen Häusern der Gassen hindurchwängte und auch über den langen, schmalen Garten des alten Advokatenhauses wehte, die steilen, brennenden Kerzen auf der Tafel hin- und herbewegte.

Es war eine so große und reich besetzte Tafel, wie Sibylle sie noch nie gesehen. Und die Herren und Damen in Samt und Seide waren mit viel Schmutz und Edelsteinen behangen. Kostbare, uralte Rheinweine machten die Wangen heiß, und es gab viel Spaß und Gelächter zwischen Jung und Alt. Neben Sibylle saß ein feiner, zierlicher Stuker, dem kaum der erste Flaum über den Lippen sproß. Sibylle wußte nicht recht, was sie mit ihm reden sollte, und so blieb sie schweigsam und in sich gekehrt. Sie nippte nur wenig an ihrem Glase, denn sie war den Wein nicht gewohnt. Dabei musterte sie neugierig alle die vielen Gesichter, von denen ihr nur wenige bekannt waren, denn sie war selten aus der Einsamkeit des Wormser Hauses herausgekommen. Da bemerkte sie, daß gerade ihr gegenüber noch ein Platz frei war, just zwischen zwei der üppigsten und reichstgekleideten Damen. Sie dachte weiter nicht darüber nach und aß gerade etliche Bissen von dem fetten und gespickten Puter, als aller Augen sich zur Tür wandten, die in Hast geöffnet wurde.

Sibylle fuhr zusammen.

Denn der da jetzt eintrat, war jener Fremde von heute morgen, dem sie auf der Diele im Wormser Hause begegnete. Er verneigte sich entschuldigend nach allen Seiten und sagte, daß ernste Amtsgeschäfte ihn solange zurückgehalten hätten. Der Hausherr führte ihn zu dem leeren Stuhl, Sibylle gerade gegenüber.

Sie war ein wenig rot und verlegen geworden, denn sie dachte daran, wie er sie heute morgen gescholten, als sie von Franzosenfurat gesprochen. Aber er schien sie garnicht wieder zu erkennen, mit ernstestem Blicken musterte er nach kurzer Begrüßung die Anwesenden. Es entging ihr nicht, wie die Falte über seiner starken Nasenwurzel tiefer wurde, und seine Unterhaltung immer einsilbiger. Er aß auch nur einige Bissen und trank nicht viel Wein.

Leise fragte Sibylle ihren Nebenmann, wer der neue Ankömmling sei.

„Johann Friedrich Seidenbender, der erste Rathsherr im Dreizehnerkolleg. Es ist ein gar hochstehender und gestrenger Herr,“ gab ihr der buntseidene Stuker flüsternd zur Antwort.

Die Tafelrunde wurde immer lärmender und lustiger. Nach all den vielen fetten Speisen ward nun Obst und Konfekt in Mengen gereicht. Man ließ die Hausfrau leben, danach alle schönen Frauen der Stadt Worms. Von Zeit zu Zeit sah man erwartungsvoll zu Johann Friedrich Seidenbender herüber, denn man wußte, er war ein großer Redner vor dem Herrn. Und als man just meinte, man habe sich keiner Ansprache mehr von ihm zu versehen, schlug er klingend an sein Glas und stand hoch und steil vor ihnen allen. Gelächter und Gemurmur verstummte jäh, und aller Augen hingen voll Neugier und Spannung an seinen Lippen.

Todernst war sein kantes Gesicht, fast finstern zu nennen. Es wollte eigentlich so garnicht hineinpassen in diesen Festesrausch.

„Bürger und Bürgerinnen von Worms! Nun sollte ich liebliche Worte sagen auf dies bunte Fest, seine Hausfrau und seine Gäste. Aber das kann ich nicht! Mir ist, als wolle es nicht zusammenstimmen, hier in unserer heiligen Vaterstadt Worms, daß wir so feiern und sorglos sein können, wo der Feind nur wenige Meilen von unseren Toren steht! Täglich kommen Flüchtlinge vom Lande, die betteln um ein trocknes Stücklein Brot. Da müssen auch wir einfacher werden in unserem Essen und Trinken. Den Rhein hinauf und hinunter ziehen täglich Hunderte, die obdachlos und bettelarm wurden durch die Raubgier der Franzosen. Es sind unter den Flüchtlingen viele, die nichts haben als ein paar Lumpen oder ein Hemd. So wollen auch wir uns Maß antun in unserer Kleidung und rein Behag soll mehr an uns kommen von Gold oder Juwelen, Männer und Frauen von Worms! Hart und stark und einfach wollen wir werden! Hart gegen alle Unbill und Entbehrung, die kommen wird. Stark zum eisernen Schutze für unsere uralte, freie Reichsstadt Worms. Und für den heiligsten der Ströme, — unseren deutschen Rhein! Einfach wollen wir wieder werden in unseren Sitten und Gebräuchen, in unseren Speisen und im Gewand, so wie es unsere Väter waren, die durch das Feuerbad des dreißigjährigen Krieges gegangen sind! Denn wir sind da, um Wacht zu halten am Rhein. Heiligste Wacht bis an den Tod. Und sollte es auch für einen jeden von uns die letzte Wacht sein.“

Männer und Frauen von Worms! Es werden Zeiten kommen, wo wir jeden Pfennig brauchen müssen. Daran denkt schon heute, — schon in dieser Stunde. Hier sind meine beiden hohlen Hände. Und in diesen meinen Händen sammle ich für die kommende Not! Frauen von Worms, Ihr tragt so viel güldenes Geschmeide um Hals und Arme. Gebt mir ein Teil davon für die Not der Stadt!“

Alle die reich geschmückten Frauen sahen sich an — verlegen, — betroffen.

Keine von ihnen wußte so recht, ob das nun Scherz oder Ernst war.

Aber Johann Friedrich Seidenbender stand da, gebieterisch, ernst-gewaltig. Und die ausgebreiteten Hände hielt er ihnen hin. Stumm, — fordernd.

Sibylle Battenberg war es, die als Erste vom Stuhl sich hob. Und das güldene Kettenlein vom Halse nestelte. Es war der einzige Schmuck, den sie trug.

Mit zitternden Fingern legte sie es in die hohlen Hände Seidenbenders. Wie Feuer brannten dabei ihre Wangen, und ihre blauen Augen leuchteten.

Er sah sie kaum. Nur fordernd sah er über sie hinweg, wo die reichen Ratsherrinnen saßen.

Über die war es wie Scham gekommen, als sie sahen, wie es ihnen das junge Mädchen zuvortrat.

Und sie gaben erst zögernd, dann immer reichlicher. Denn keine wollte zurückstehen hinter der anderen.

Bis die Schale der hohlen Hände übertroß von Ketten, Armbändern und Ohrgehängen. Der Rathsherr sagte keinen Dank, sondern nahm es als selbstverständlich hin.

„Ich will diesen Notgroschen der Stadt Worms so gleich hinüberbringen zum Amtshaus. Es mag einer mitkommen und mir tragen helfen. Auch, daß er Zeuge sei, wo ich es verschleße.“

Seidenbender hatte es fast befehlend gesagt. Aber keiner der Männer und Frauen bot sich an, ihm zu helfen.

Sei es, daß es ihnen leid war, dies weindurchduftete Gemach mit den gefüllten Humpen zu verlassen und im Festkleid wieder auf die Gasse hinaus zu müssen, — sei es, — daß ein Trost in ihnen hochkam, diesem Toren Seidenbender in allem zu folgen, — es stand keiner auf, um ihm zu helfen, die Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Vielmehr waren sie auch schon zu weinselig und zu berauscht, um seine Worte voll und ganz zu erfassen. Sie stierten in ihre Gläser und rührten sich nicht. War es nicht schöner hier an der vollbesetzten Tafel, als draußen auf der menschenleeren, nächtlichen Gasse?“

Schon wandte sich der Rathsherr allein zum Gehen.

Aus der Tafelrunde löste sich eine weiße, schlank Gestalt. Neben dem Davongehenden stand Sibylle Battenberg. Sie streckte ihm die leeren Hände hin.

„Gebt mir von Eurer Last zu tragen, Herr. Ihr könntet sonst davon verlieren.“

Er schüttelte ihr einen Teil der Kleinodien in die Hände und versenkte das übrige in die tiefen Taschen seines Wamses. Nahm im Vorübergehen seine dunkle Schaubе vom Riegel und warf sie sich über die Schultern. Dann trat er mit dem Mädchen auf die mondhelle Gasse.

Sie gingen quer über den Marktplatz auf das Rathaus zu. Seidenbender schloß auf und ging voran. Der Mond schien so hell in alle Räume, daß man keines anderen Lichtes bedurfte. Mit dem rasselnden Schlüsselbund schloß er auch das kleine Amtszimmer auf, das neben dem großen Rathhause lag. Hier stand die eiserne Geldkassette der Stadt Worms. Mit schweren Riegeln und vielen Geheimschlössern war sie zugesperrt. Seidenbender, der sie in Obhut hatte, sentte all das Geschmeide hinein, das in den Taschen seines Wamses saß. Er hatte dabei gebückt gestanden und nicht acht gehabt auf Sibylle. Sie stand still und wartend im weißen Mondlicht und hielt ihm beide Hände hin mit den glühenden Kleinodien. Als er sich wieder emporrichtete und die Sachen aus Ihrer Hand nehmen wollte, fiel sein Blick zum ersten Mal voll auf ihre schlichte und seine Gestalt. Er konnte im Mondlicht das Rot der Wangen nicht sehen und das Leuchten der großen, blauen Augen. Sie stand geduldig, bis er ihr alles abgenommen hatte, und sagte kein Wort.

Er war vorher so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er garnicht Acht gehabt hatte, wer just neben ihm ging und ihm tragen half.

Nun sperrte er den eisernen Kasten wieder zu, redete sich und sagte schwer:

„Das wird Worms wohl brauchen können. Wills Gott zu seinem Ruh und Frommen.“ Dann sah er Sibylle verjähren an und sagte nachdenklich:

„Ich habe Euch doch schon einmal gesehen, Jungfrau?“

Sie nickte froh.

„Ja, Herr. Heute morgen, im Wormser Haus, als ich so neugierig in die Diele lugte.“

Er fuhr sich über die Stirn.

„Verzeihet, daß ich Euch nicht wiedererkannt. Aber es gehen mir täglich und stündlich so viel wichtigere Dinge durch den Kopf. So seid Ihr das Enkelkind der alten Frau Emerentia Battenberg?“

„Das Urenkelkind,“ verbesserte sie lächelnd.

Er öffnete die Tür vor ihr und ließ sie vorangehen.

„Fallet aber nicht auf der Treppe. Das Mondlicht täuscht oft und hat scharfe Schatten.“

Als das schwere Tor sich wieder hinter ihnen schloß und sie auf den Marktplatz traten, wurde er gewahr, daß sie so im weißen Kleide mit bloßem Halse neben ihm stand, und daß der Herbstabend doch schon recht kühl war. Er nahm seine dunkle Samtschube von den Schultern und hing sie ihr über das weiße Kleid.

„Ihr könnt Euch erkälten, Jungfrau. Ich habe es erst garnicht gesehen, daß Ihr ohne Mantel wart.“

Sie hüllte sich behaglich in die warme Schube und nickte.

„Ich habe vorhin garnicht an meinen Mantel gedacht, da ich Euch nur gerne helfen wollte. Ihr hättet die güldenen Dinge allein nicht fortzuschaffen können, Herr.“

Sie standen jetzt mitten auf dem Marktplatz. Oben vom Rathhausturm schlug die Uhr tief und hallend. Johann Friedrich Seidenbender sah flüchtig hinauf.

„Es ist spät geworden. Ich möchte erst noch nach den Wachen an den Toren sehen. Das heißt, zuvor geleite ich Euch zur Festgesellschaft zurück, damit sie Euch nimmer so lange vermisst.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbrecher.

Von Emil Gasi.

Die gnädige Frau war nach einigen Stunden festen Schlafes mit dem Gefühl aufgewacht, als fiele sie von einem hohen Berge herab. Ihr Herz klopfte noch eine ganze Weile beängstigend, und sie war ordentlich froh, als sie merkte, daß sie weich in ihrem Bette lag. Der Traum kam ganz sicher von dem Gespräch über Bergtouren, das sie gestern Abend mit ihrem Manne und einem seiner Freunde geführt hatte.

Sie konnte nicht wieder einschlafen. Alle fünf Minuten seufzte sie, warf einen Blick in die Dunkelheit des Zimmers, drehte sich auf die andere Seite und machte die Augen wieder zu. Nachdem das eine ganze Weile so fortgegangen war, stand sie auf, zog sich die Pantoffeln an und trat ans Fenster.

Die Späthommernacht war finster. Man sah nichts, als die Umrisse der Bäume und im Osten einen etwas helleren Fleck zwischen ziehenden Wolken. Die Luft war von Feuchtigkeit und Rebel erfüllt. Tiefe Stille herrschte.

Vor der kleinen Villa, die die gnädige Frau mit ihrem Gatten, dem Rechtsanwalt Herpich, und einem Dienstmädchen bewohnte, lag ein ziemlich großer Vorgarten, dessen Wege und Beete so gut wie gar nicht zu unterscheiden waren. Aber jetzt — die gnädige Frau suchte zusammen. Es war ihr vorgekommen, als ob sich von einem der Bäume eine dunkle Gestalt gelöst hätte, die auf das Haus zuschlich, und als ob diese Gestalt sich dem Fenster der Speisekammer näherte, die neben der Küche lag, während das Schlafzimmer eine Treppe hoch gelegen war.

Das konnte nur ein Dieb sein! Man las jetzt alle Tage von Einbrüchen. Warum hatten sie nur diese, so ganz entlegene Vorortvilla gekauft! Sie war immer dagegen gewesen, aber ihr Mann fand sie billig und behaglich. Nun hatte man es!

Die Knie knickten ihr ein, und der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. Sie lief zum Bett ihres Mannes und rüttelte ihn an der Schulter.

„Erst, um Gotteswillen, wache auf! In die Speisekammer ist ein Dieb eingestiegen.“

Der Rechtsanwalt war nicht so leicht munter zu kriegen. Endlich glückte es aber doch einigermaßen.

„Was — was willst du?“

„Ich habe eben gesehen, wie eine dunkle Gestalt sich dem Hause näherte. Es wird wohl ein Einbrecher sein, der es auf Schmuck und auf das Silberzeug im Büffet abgesehen hat.“

„Ach Unsinn!“

„Kein Unsinn, du hast doch einen Revolver — oder wollen wir aus dem Fenster um Hilfe schreien? Rufen wird es nicht viel.“

Der Rechtsanwalt richtete sich auf.

„Ich will dir sagen, was es sein wird. Unsere Anna hat einen Liebhaber, einen Soldaten, der besucht sie wahrscheinlich.“

„So? Und das sagst du so ruhig! Das ist doch empörend!“

„Was geht das uns an? Laß sie doch machen, was sie will.“

„Ich mag aber keinen unsittlichen Diensthofen im Hause haben. Steh' gleich auf und geh hinunter und wirf den Kerl hinaus. Und morgen werde ich Anna sagen, daß sie solche Gesellschaften lassen soll, wenn sie bei mir bleiben will.“

„Rege dich doch nicht unnötig auf. Eine andere Anna würde es ebenso machen. Das ist von Anfang der Welt so gewesen und wird es bleiben, daß die Soldaten zu den Köchinnen gehen.“

„Erst, wenn du nicht gehst, ich weiß nicht, was dann mit mir geschieht. Ich glaube, ich bekomme Weinkrämpfe, ich werde ohnmächtig.“

Seufzend erhob sich der Rechtsanwalt, und während er etwas von hysterischen Weibern vor sich hin brummte, zog er seine Beinleiber und Pantoffeln an. Dann wollte er das elektrische Licht andrehen, aber es versagte.

„Donnerwetter, auch das noch. Streifen sie denn schon wieder?“

„Ich glaube, es hat vorhin gedonnert. Das Licht wird wohl abgestellt sein, oder der Einbrecher hat die Leitung zerschritten.“

„Gerade wenn man es am nötigsten braucht. Wo ist denn mein Schlafrock?“

„Den hat Anna heute Abend zum Reinigen mit hinausgenommen.“

„Und natürlich nicht wiedergebracht. Es ist etwas läst, aber ich werde schon so gehen. Bei der Gelegenheit kann ich ihn mir dann auch holen.“

Der Rechtsanwalt begab sich auf den Weg zur Küche. Es war stockdunkel im Korridor, und er mußte sich tastend vorwärts bewegen. Auf der Treppe wäre er beinahe ausgeglitten, und vor der Küchentür stieß er sich das Schienbein an einem dort stehenden Eimer.

Wütend öffnete er die Tür und tappte auf die Mädchenkammer zu.

„Wer ist da?“ rief die Stimme Annas erschrocken.

„Ich bin es, Anna — meine Frau hat eben gesehen, wie ein Mann bei Ihnen eingestiegen ist.“

Sie sind wohl nicht bei Troste, gnädiger Herr?“

Anna war entrüstet. „Was für ein Mann soll jetzt hier sein?“

„Nun, Ihr Liebhaber, der Soldat, mit dem ich Sie neulich gesehen habe.“

Anna fing an zu weinen.

„Das lasse ich mir nicht bieten. Sie beleidigen mich ohne Grund. Ich werde künden, so etwas lasse ich mir nicht gefallen.“

„Na, heulen Sie bloß nicht gleich. Ich will Ihnen was sagen: Ich bin gekommen, weil meine Frau mich geschickt hat, von mir aus kann der Teufel selbst bei Ihnen einsteigen. Aber hören Sie mal — Sie haben meinen Schlafrock mitgenommen, wo ist er denn?“

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich ihn nicht zurückgebracht habe. Er hängt an der Küche am Riegel.“

Der Rechtsanwalt fand nach langem Herumtasten den Schlafrock, zog ihn an und machte sich dann wieder vorsichtig auf den Rückweg.

Unterdessen wartete seine Frau angstvoll oben. Nachdem er gegangen war, kamen ihr allerhand schreckliche Gedanken.

Wie, wenn es nun doch ein Einbrecher gewesen wäre . . . Sie stellte sich vor, daß ihr Mann hinterrücks einen Schlag auf den Kopf bekommen könnte. — Ach, hätte sie ihn doch nicht gebeten, zu gehen . . .

Die Zeit kam ihr furchtbar lang vor, und bei alledem kein Licht. Sie hatte doch sonst immer Licht und Streichhölzer bereit für solche Fälle. Wo waren sie aber? Ihr Kopf war ganz dumm vor Schreck . . .

Sie stand auf und fand nach einer Weile den Leuchter auf dem Waschtisch und auch die Streichhölzer.

„Gott sei Dank!“ seufzte sie, machte Licht und legte sich wieder ins Bett.

Schwere Schritte näherten sich — war das ihr Mann? Die Tür öffnete sich . . . Unwillkürlich schrie sie auf.

„Was schreist du denn?“ fragte der Rechtsanwalt unwirsch. „Es war natürlich nichts, keine Seele war da. Du hast mich ganz umsonst aus dem Bett gejagt.“

„Ich bin froh, daß du wieder da bist. Aber sage mal, wonach riechst du so gräßlich?“

„Wonach soll ich denn riechen? Ich begreife dich heute nicht.“

„Du riechst ganz abscheulich nach schlechtem Tabak.“

Sie faßte seinen Arm und zog ihn zu sich heran, und dann schrie sie wieder auf.

„Ach Gott — sieh doch, was hast du bloß an?“

Der Rechtsanwalt blickte zuerst verblüfft seine Frau an, die ihn voll Staunen, Schreck und Jorn ansah, und dann an sich herunter.

Um seine Schultern hing anstatt des Schlafrockes ein — Soldatenmantel.

Prärie Pferd.

Von Heinrich Reis.

In einem der südwestlichen Staaten der amerikanischen Union, wo zwischen Ackerland und Baumvollfeldern noch weite Prärie sich dehnt als Tummelplatz zumal für Herden wilder Pferde, geschah es, daß ein Farmer, von Festlichkeit am Hofe eines Nachbarn heimkehrend, in seinem Bemühen, den Weg zu kürzen, sich in der einsörmigen Steppe verirrete und von rings knisterndem dämmern, hochgeschossenen Gras umgeben, nicht mehr zur Richtung des eigenen Gehöfts zurückfand. Ein wenig nachlässig erst dahin galoppierend, ohne des Wegs zu achten, war er schon einige Stunden geritten, als ihm zu nicht geringem Ärger sein Fehler ins Bewußtsein trat. Er verhielt sein Pferd, nun verspätet erst Ausschau haltend, den Horizont nach einer Baumgruppe abtastend, die ihm heimatlische Nähe ankündigte. Die Sonne neigte sich schon; es war ein brennend heißer, schwüler Sommertag gewesen, und das Empfinden von Durst wedte den Farmer zuerst aus seinen der bevorstehenden Ernte und mancherlei Dingen des Alltags zugewandten Gedanken.

Aus dem Stand der Sonne suchte er neue Richtung zu gewinnen. Nach kurzer Überlegung glaubte er, den rechten Weg gefunden zu haben, riß das Pferd scharf, fast zornig an den Zügeln, doch das Tier, sonst jedem Schenkelbruch gehorham, stuchte, tat nur wenige, zögernde Schritte, als witterte es irgendwo in der Ferne eine Gefahr. Immer wieder wollte es umwenden, den Kopf freimachen, stand auf gespreizten, heftig zurückgestemmen Beinen. Der Reiter setzte die Sporen ein, doch nur Boden und Bäumen war die Antwort. Solchen Widerstand nicht gewöhnt, versuchte der Farmer mit hartem Griff erst, dann mit tatsächlichen Liebkosen seinen Willen zu erzwingen, aber vergeblich blieb das rauhe wie das sanfte Mittel. Und während er noch bedachte, ob nicht das Pferd, ein Abkömmling jener prärieentpampten, in wilder Freiheit aufgewachsenen Herden, vielleicht besser als er selbst den Heimweg wisse, trabte das Tier schon an, nach wenigen Sprüngen in Galopp verfallend, der einer atemlos gehetzten Flucht gleichsam. Umsonst griff der Reiter schärfer in die Zügel, das Tier hatte sich der Fesselung entzunden, es schien wieder

wie einst ungebändig, dahinsausend als ein Bruder des Sturms. Den Farmer ergrünnte, sich solcherart von der stärkeren Kraft des Pferdes geschlagen zu bekennen, denn nicht ohne Stolz war er als sicherer, festsitzender Reiter gerühmt. Nun bezwang die Dehnung des rundgebogenen Pferdehalses den Haltedruck seiner Arme, unter ihm klapperten die Hufe, die Schollen aufklafften ließen, und den rasenden Galopp umhüllte eine kleine Wolke von Staub.

Irgend ein fremdes, elementares Ereignis hatte den Sinn des Pferdes plötzlich verwandelt. War mit der Weite der Prärie wieder jener alte Freiheitsdrang erstanden, der die Form gezwungenen Gehorsams sprengte? Der Mensch empfand es wie Entthronung seiner Macht. Das Tier sollte das Geschöpf seines Willens sein, er kämpfte erbittert um Rückgewinn der verlorenen Herrschaft. Festig hin und her geschüttelt flog der Pferdekopfs unter dem peinigenden Druck der Kandare; in den Bügeln rückgestemmt, mühte sich der Reiter, die Spannkraft des Pferdehalses zu zerbrechen, doch kaum um ein Geringes verlangsamte er die Schnelligkeit der wilden, zielverlorenen Jagd. Da ging es durch seine Gedanken wie rasches Staunen, noch immer fand er nicht Klarheit, ob er das seltsame Gebaren des Pferdes als ein Wiederaufleben längstgestillter Freiheitstriebe deuten oder ob er nach einer Ursache tasten sollte, die das Pferd erschreckt und aller üblichen Zügelung entzogen hatte. Wie auf einer kreisenden Scheibe abgerollt, flog die Landchaft vorüber, eiförmige Prärie voll wogendem Gras, und während der Widerstand des Reiters erlahmte, kam in seine Sinne etwas von traumhaftem Benommensein. Anstrengung aller gesammelten Kraft, mit der sengenden Hitze des Sommerabends vereint, ließ Paar und Gesicht von Schweiß sich feuchten, die Zunge klebte am Gaumen, trocken von Durst. Und mit einem Wirbel sah anbrandenden Windes geschah ein neuer Eindruck.

Ein Rauch zitterte in der schwülen Luft, brandig, wie von versengtem Luch. Nur halbbewußt war die Wahrnehmung, denn noch immer gingen alle Gedanken auf Kampf mit der entsetzlichen Wildheit des Pferdes. Aber schon wurde der Brandgeruch stärker, der wachsende Sturm schien ihn mit Floden schwelenden Qualms über die Steppe zu blasen, er kündete plötzlich etwas von hemmungslos heranbrausender, ungeahnter Gefahr. Den Kopf zurückgerissen, fand der Reiter schnelles, dunkel schauerndes Erkennen: die Prärie brannte! Jemandwo war in das dürre Gras der Funke gefallen, wildfressend zündete die Lohe, schon glommt hinter ihm kilometerweit, sturmgewinnend vorrückend, eine feurige Wand; flammender Tod hegte auf seiner Spur. Früher schon als der Mensch hatte das Tier mit der feinen Witterung des Wildgeborenen die furchtbare Drohung begriffen. Darum seine jagende Hast, sein haltloses Vorwärtstreben. Mit greifenden Sprüngen flog es einer Ferne zu, wo es Rettung wühlte. Der Reiter ließ die Bügel schiefen, er wühlte, an den Pferdebeinen hing sein Leben. Mit eingeschlagenen Sporen suchte er die atemlos schwirrende Schnelligkeit noch zu steigern, und gehorham gab das Tier die letzte Kraft.

Kein Kampf war es mehr, sondern gemeinsame Flucht, verzweifelte Mähe des Entrinnens vor der grausigen Verfolgung von Feuer und Sturm. Dichter, brandiger, wälzten Rauchschwadens sich heran, Funken sprangen schon aus zischender Lohe. Fast körperhaft spürbar wurde der Gluthauch der Hitze, im Gras lag Purpurschein, röter flammend als vom Abglanz der sinkenden Sonne. Aufgetrappel schwoh ringsumher. Herden der Wildpferde tauchten aus Rauchwolken, vorwärtsgepeitscht von gleicher Lebensangst. Die wirflatternden Mähnen, schnaubenden Rüstern, wildjagenden Füße, von Qualm umflutet, sah der Reiter wie Schreckbild eines quälenden Traumes. Zischen und Bräseln knatterte über sie hin, himmelan flog der Funkenwirbel, ein Feuermantel war der Sturm, alles Leben in seine tödliche Umarmung zu reißen. Wie Gespenster flogen die Wildpferde vorbei, sein eigenes Tier fühlte der Farmer leuchtend erlahmen, im Kampf der Bügel aufgerieben, schütternd gingen die Stöße des mühen Galoppes; da stand hellflammernd in der Landchaft das breite Silberband eines Stromes, darin die Köpfe der schwimmenden Pferde wie Wellenfringel waren. Und nach kurzem Schenkel- druck ins Wasser watend, trug auch das treue Reittier den Farmer, unter doppelter Last schleppend, zum sicheren Ufer, während hinter ihm machtlos die Wut des feurigen Todes verbrannte.

Schon klapperten die Hufe der erschreckten Herde neuer Ferne zu, da verhielt der Reiter, stieg aus dem Sattel und wandte auf die Flammenlohe, die am Flußufer sich brach, einen letzten Blick. Dampfend, schwer leuchtend und zitternd stand das Pferd, einen Ausdruck hilfloser Trauer in den Augen und am Maul blutig geprengelten Schaum. Die Arme des Mannes schlossen sich um den Pferdehals mit dankbarer Bärtlichkeit; und während die Schnauze des Tieres sich an seinem Hodenriel rieb, schaute der Farmer tief in die guten, treuen Augen, streichelte das feucht glänzende Fell, und etwas von bitterer Beschämung stand in ihm auf; denn er wußte, er läge im feurigen Kerker gefangen ohne die sinken Reine, die ihn aus der Gefahr getragen hatten,

gegen den Herrn sich auflehnd und doch ergeben selbst, da sie Gehorsam weigerten, schmerzlicher Mißhandlung ungeachtet den Reiter retteten zugleich mit dem eigenen Leben.

Pinterling.

Pinterling rettet einen Mann vom Tode des Ertrinkens.

Der Gerettete umarmt Pinterling, greift in die Tasche und nimmt einen Hundertmarkschein heraus.

Für Ihre Bemühungen erlaube ich mir, Ihnen 50 M. zu überreichen, können Sie mir von 100 M. herausgeben?"

"Ich kann leider nicht rausgeben", sagt Pinterling, "aber vielleicht springen Sie noch einmal ins Wasser?"

"Gestern war ich beim Zahnarzt", erzählt Pinterling.

"Und?" fragt Mops. "Tut der Zahn noch weh?"

"Ich weiß nicht", antwortet Pinterling, "der Arzt hat ihn behalten".

"Es sind schlechte Zeiten" sagte Pinterling zu Mops.

Gestern bin ich meinem Freund Kirsch begegnet. Er will sein schönes Automobil verkaufen. Denkt Dir, 212 Jahre ist das Tier alt. Weißt Du vielleicht einen Kunden?"

"Aber woher weißt Du, daß es 212 Jahre alt ist?" fragt Mops.

"Aber erlaube mal", beharrte Pinterling, "als Kirsch es vor fünf Jahren kaufte, war es genau 207 Jahre alt!"

Pinterling hat einen Waschapparat auf Kredit gekauft.

Pinterling zahlt nicht. Nicht eine einzige Rate.

Auf persönliche Mahnung des Vertreters der Firma antwortet Pinterling:

"Sie haben mir seinerzeit zum Kauf zugeredet und mir gesagt, daß sich die Maschine selbst bezahlt macht — da müssen Sie mit ihr etwas Geduld haben".

Mops macht ein betrübtes Gesicht.

"Was ist mit Dir?" fragt ihn Pinterling.

"Ich habe Sorgen, große Sorgen!" jammert Mops.

"Meine Tochter will zum Geburtstag unbedingt ein Streichinstrument, wie soll ich das in den schlechten Zeiten machen?"

Pinterling legt seine Hand auf die Schulter seines Freundes und sagt zu ihm beruhigend:

"Sehr einfach, schenkt ihr ein Buttermesser".

"Ich werde nun endlich eine Erholung haben", erzählt

Pinterling freudestrahlend, "vier Wochen lang!"

"Hast Du Dir das Geld für eine besorgt?" fragt ihn

Mops.

"Das nicht", meint Pinterling, "aber meine Frau fährt auf vier Wochen zu ihrer Mutter".

"Wie wars gestern nacht noch", fragt Mops Pinterling,

"bist Du noch rechtzeitig vor dem drohenden Gewitter heimgekommen?"

"Das schon", erzählt Pinterling, "aber meine Frau erwachte gerade, als ich ins Zimmer trat, da ging das richtige Gewitter erst los".

Mops ist bei Pinterling zu Besuch.

Pinterling nimmt aus einem Schubfach eine Schuss- waffe und zeigt sie seinem Freunde.

"Das ist ein seltener, alter Revolver", sagt Pinterling, "der stammt noch von den alten Römern".

"Aber die alten Römer kannten ja noch gar keine Re- volver" meint Mops.

"Eben deshalb", erwidert Pinterling, "ist dieser Re- volver ja auch so selten".

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

Vertrauen.

"Ich muß Ihnen sagen, daß Sie zuviel trinken," sagte der Arzt zu dem älteren Herrn. "Wenn Sie damit nicht aufhören, werden Sie bald rote Flecken im Gesicht haben." Nach einem Monat erschien der Patient wieder, und auf seinem Gesicht leuchteten die vorhergegangenen Flecken. "Herr Doktor," sagte er mit ehrlicher Bewunderung, "Sie haben ganz Recht gehabt. Können Sie mir nicht einen Tip für das Verbo geben?"